

A stade Zeit

So wie die aktuellen Infektionszahlen aussehen, werden in den nächsten Wochen weiter jeden Tag Hunderte Menschen sterben. Die Idioten im Internet sind unverdrossen, aber im Bus und im Supermarkt wird hier in Weimar sichtbar mehr Maske getragen.

Ich habe mir in der Apotheke für 4,50 Euro eine FFP2-Maske gekauft. Atmen geht gut damit und ich sehe aus wie eine alte Walt-Disney-Ente, aber das macht nichts. Ich werde mir ein Dutzend davon anschaffen.

Am Sonnabend sitzen zwei nette Männer in einem gläsernen Bushäuschen am Hauptbahnhof, in dem sie öfter sitzen und nie jemanden stören. Eine Frau kommt und setzt sich dazu.

»Musste zur Arbeit?« –
»Nee, komme gerade zurück.« – »Mit so einem großen Beutel.« – »Schon mal was von Einkaufen gehört?« – »Ja.«

Die Frau zündet sich eine Zigarette an.

»Nee, war einkaufen, die machen am Montag die großen Märkte alle dicht. Alle großen Märkte, nur die kleinen bleiben offen, wie Aldi und die Bäcker.« – »Ah, so ein Scheiß, die spinnen doch langsam.« – Nee, das müssen die machen, du musst mal Nachrichten gucken, da siehste, was los ist.« Beide Männer nicken.

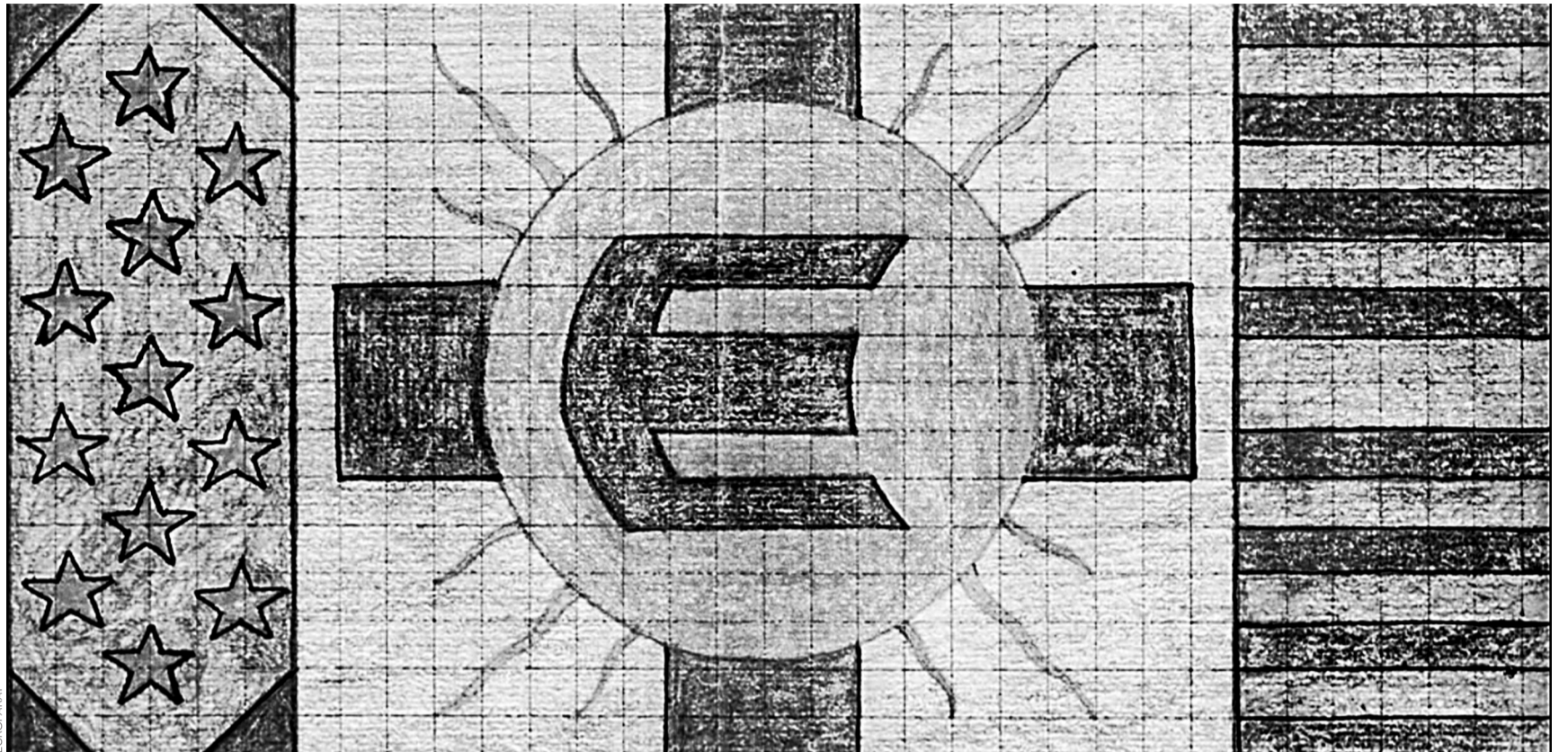
»Die schließen am Montag alle großen Märkte. Nur die kleinen nicht, dann war ich gleich noch einkaufen. Wo ist der Bus?«

Die Frau steht auf, um auf die elektronische Anzeigentafel zu sehen, dann kommt auch schon die 7, sie wirft die Zigarette weg, die drei verabschieden sich.

Heute war noch keine Panik in der Innenstadt, trotz der Ankündigungen und Gerüchte. Mal sehen, was morgen passiert. Letzte Woche habe ich meine fünf Weihnachtsgeschenke in einem Rutsch eingekauft, es hat sich so ergeben. Die Geschäfte waren leer, kein Weihnachtsmarkt, kein Gedränge, keine schreckliche Musik. Der stillste Advent seit der Kindheit.

Oberbayern im Dezember 1980: Du kommst abends vom Bauernhof der Wimmers, läufst eine Stunde lang nach Hause, ziehst den Schlitten hinter dir her, die Wege sind tief verschneit und nur wegen der hohen Stangen rechts und links erkennbar. Es ist dunkel und fast still: Die Stiefel knirschen leise im Schnee, und der Schlitten flüstert, grigg-grugg, grigg-grugg, s-s-s-s-s-s-s-s ... »Der Advent, des is die stade Zeit«, sagt die Lehrerin.

Pierre Deason-Tomoroy



Worin besteht der Gedanke nochmal? Entwurf aus dem Band

Eine stilisierte Sonne auf grünem oder blauem Grund, unverbrüchliche Gliederketten, Tiger, Schlüssel, Lilie und Schwert: Mancher fühlte sich von der europäischen Idee zu schwerem Symbolismus inspiriert, andere wiederum skizzierten ihre Ideen mit ungeübter Hand auf Karopapier oder malten sie krakelig mit Buntstift aus: In Strasbourg bemühte man sich, dem Kontinent nach Ende des Krieges zu einem neuen, friedlichen Antlitz zu verhelfen, und so gingen dort zwischen 1949 und 1955 rund 150 Fahnenentwürfe ein, bevor der Europarat am 8. Dezember 1955 den Kranz aus zwölf goldenen Sternen auf blauem Grund zur neuen europäischen Flagge kürte.

Was können uns all die hilflosen, rührenden, ehrgeizigen, hoffnungsvollen und letztlich abgelehnten Einsendungen heute sagen, die Herausgeber Jonas von Lenthe im Band »Rejected. Designs for the European Flag« versammelt hat? Für die damaligen Bürger verkörperte Europa die Hoffnung auf eine neue, gemeinsame Zukunft, auf Frieden statt Krieg, auf soziale Gerechtigkeit, Demokratie und Menschenrechte. Was ist bloß aus all diesen Idealen

Tiger, Schlüssel, kleiner Stern

Ein Band versammelt abgelehnte Entwürfe für eine europäische Flagge aus den Jahren 1949 bis 1955. Von Hannes Klug

geworden, mag man sich heute fragen. Die Schriftstellerin Marie Rotkopf konfrontiert in ihrem Essay den paneuropäischen Aufbruchsidealismus mit der Wirklichkeit und erklärt diese kleine nostalgisch-heraldische Enzyklopädie damit kurzerhand zum »Buch des gescheiterten Europas«: »Der Föderalismus der Europäischen Union führt nicht etwa zu Solidarität zwischen den Staaten«, schreibt Rotkopf, sondern er sei »ganz im Gegenteil autoritär und strafend – mit wirklichem Föderalismus hat das nichts zu tun«. Europa also als trojanische Apparatur deutscher Großmachtträume, europäische Politik als Fortsetzung des Kriegs mit anderen Mitteln? »Deutschland, Europäische Union, ich werde dein Kreuz nicht tragen und es nie mit dir teilen wollen. Zu dieser Volksgemeinschaft will ich nicht

gehören, denn diese Gesellschaft hat nichts mit Europa zu tun.«

Rotkopf schreibt als französisch-deutsche Autorin gewissermaßen aus dem europäischen Zentrum heraus, assoziativ, sprunghaft, subjektiv und persönlich – und rechnet dabei gnadenlos mit dessen neoliberaler Degeneration unter hegemonialer deutscher Führung ab. Befestigte Grenzen, eine menschenverachtende Flüchtlingspolitik, die Entmündigung Ost- und Südeuropas im Namen einer Freiheit der Märkte und dem Diktat der Finanzpolitik. Worin eigentlich besteht der europäische Gedanke noch? Aus einem befestigten Territorium, einer idyllischen Heimat, oder besiegelt die Flagge nur einen bürokratischen Akt nach dem anderen?

Ach, Erasmus, ach, Interrail. Der paradoxe Brexit-Effekt besteht ja gera-

de in einer gesteigerten Hinwendung zu einem Konstrukt, das seine ethisch-moralische Legitimation Tag für Tag im Meer versenkt. Doch Europa-Kritik ist nicht automatisch auch Europa-Abkehrung. Wer sich all die idealistischen Träume seiner damaligen Bürger anschaut, den ergreift unweigerlich Desillusion, doch dem schließt sich unmittelbar die Frage an, wie sich Europa-Politik als konstruktives Projekt fortführen ließe. Vielleicht ergibt sich gerade aus der Erinnerung an die Gründerjahre eine neue Ahnung all dessen, was Europa sein könnte und heute zugleich so schmerzlich vermissen lässt.

■ Jonas von Lenthe (Hg.): Rejected. Designs for the European Flag. Wirklichkeit Books, Berlin 2020, 180 Seiten, 16 Euro

Tätowierungen ■ Wirtschaft als das Leben selbst. Von Helmut Höge

Tätowierungen also. Man wird dafür von einem Tätowierer zimal mit einer Nadel in die Haut gestochen, bis daraus unter Schmerzen ein Wort oder Bild entsteht. Eine Weile schossen die Tätowierläden wie Pilze aus dem Boden, dafür wurden die Graffiti an den Hauswänden weniger. Ich vermutete da einen Zusammenhang: dass sich die Graffiti-sprayer als Tätowierer selbständig machten. Als Indiz galt mir ein Bekannter aus Treptow, der jahrelang »Tags«, dann Comicbilder gesprayed hatte, um sich schließlich als reisender Tätowierer auf Western- und Mittelaltermärkten zu betätigen. Als ich in der U-Bahn immer mehr Werbung für die Entfernung von Tattoos entdeckte, sah ich schwarz für sein Gewerbe, aber er blieb gelassen: »In Tschechien, Ungarn und Polen geht es jetzt erst richtig los mit den Tattoos.«

Auf einer Tattoomesse in Köln lernte er eine »richtige Künstlerin« kennen. Sie hatte an der UdK Berlin studiert und arbeitete in Marbella als Freihandtätowiererin, d. h. sie pauste ihren Kunden das Motiv nicht auf die Haut, sondern zeichnete

es auf Papier nur vor. Ihre Kunden waren meist Zuhälter und ähnliche Verbrecher mit viel Geld, denn das Tattoostudio in Marbella war teuer. Die Künstlerin verdiente auch gut, hörte jedoch nach der Messe auf. Ihr hatte irgendwann der Sadomasoaspekt am Tätowieren missfallen, sie empfand ihre Tätigkeit zunehmend als Körperverletzung, schätzte, dass es mindestens die Hälfte ihrer Kunden später leidtat, für den Rest ihres Lebens mit einem Tattoo herumlaufen zu müssen. Ihr spanisches Studio bot auch alle anderen Formen von körperverletzenden Verzierungen an, Piercings etc.

Mein Bekannter hatte einige Jahre in Paris gearbeitet. Dort waren seine Kunden häufig Gangmitglieder gewesen, die meist martialische Motive und Symbole auf ihre Hautpartien tätowiert haben wollten: Messer, Guillotinen, Totenköpfe, Handgranaten. Ihre liebste Freizeitbeschäftigung war, Homosexuelle zusammenschlagen, aber als die Banden langsam zu Cliques zerfielen, wurde die Homosexualität in den ehemaligen Arbeitervierteln mehr und mehr geschätzt, und statt Tattoos wollten seine

Kunden jetzt Ohrringe haben. Wenn die Tattoos, die ja aus den Gefängnissen, Berufsarmeen und der Seefahrt stammen, ein Muskelschmuck roher Männerbünde waren, symbolisierten die Ohrringe eine Loslösung aus dem Proletariat und Subproletariat.

Über erzwungene Tätowierungen schreibt die Kulturwissenschaftlerin Iris Därmann in ihrer historischen Gewaltstudie »Undienlichkeit« (2020): Die schmerzhaften »Tätowierungen und Brandzeichen sind seit der Antike mit der Institution der Sklaverei und dem Interesse verbunden, Menschen zu »beseelten Besitzstücken« und »Werkzeugen«, zu Zwangsarbeitern und effizienten Dienstleistern zu machen.«

Der Schweizer Historiker Valentin Groebner studierte Tattoos im Freibad. Ihm flüsterte (in: *Merkur* 2019/10) jede entblößte Botschaft ein »Bitte schau mich an« zu. Die »gezackten dunklen Bänder an den Oberarmen« seien inzwischen so häufig geworden, dass sie ihm kaum noch auffielen. Groebner erinnert an die ersten Bücher über Tätowiermode aus den 70ern. Damals waren die Tattoos noch »gefährlich-verrückt«.

Groebner zufolge sind Tattoos keine Logos, so wie auf Kleidern oder Sonnenbrillen, sondern sollen »Selbstbestimmung signalisieren – oder soll man »Werte« sagen?«.

Der Künstler Hans-Christian Dany begriff Tätowierungen einmal als »Gegenbewegung« zu den »immer rascher wechselnden Codes der Mode«. Für den Poptheoretiker Friedrich Diederichsen sind Tattoos »Mainstream« geworden, stets auf dem Sprung ihrer eigenen Entwertung. Groebner indes hält sie für Gefühlserinnerungen, die man sich für immer bewahren will.

Tattoos wollen laut Groebner die Blicke anderer auf von einem »selbst ausgewählte und betextete Stellen lenken: Dieses Zeichen auf meiner Haut, das bin ich für euch.« Diese Interpretation lässt außer acht, dass sie nicht selten unter Druck eingestochen wurden – Druck von der Clique, dem Partner, von Kumpanen im Suff – oder aufgrund der Unfähigkeit, »nein« zu sagen. Davon zeugen nicht zuletzt »die vielen missglückten, irrtümlichen und später bereuten Tattoos«, die in Groebners »Bekanntenkreis reichlich vorhanden sind«.

iw Online



Jetzt auch für unterwegs:

jungewelt.de/Wochenendrätsel

jungewelt.de/Wochenendrätsel